

Dietmar Süß & Cornelius Torp: *Solidarität. Vom 19. Jahrhundert bis zur Corona-Krise*. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf. 2021, 215 Seiten

Die Diskussion über „Solidarität“ erfährt letzthin eine Art Wiederbelebung, gleichsam als Pendelausschlag, nachdem lange genug eher der Atomisierung als der Individualisierung das Wort geredet wurde. Die beiden Neuhistoriker aus Augsburg und Bremen unternehmen es, diesem Wort weniger begriffs- als realhistorisch nachzugehen. Eingangs vermitteln sie mit einer Art Florilegium der „vielen Sprachen der Solidarität“ zugleich einen Eindruck von den ihrem Vorhaben innewohnenden Schwierigkeiten. Um diese Probleme und Widersprüche soll es in erster Linie gehen, um „„eine“ von mehreren Geschichten der Solidarität“ (24). Diese Geschichte aber präsentieren die Autoren als fortlaufende Erzählung, was eine gewisse Kunstfertigkeit erfordert, aber auch zu teils überraschenden und abrupten Übergängen beiträgt, wenn wieder einmal das Thema wechselt. Denn dies wird überdeutlich: An Themen, an die eine solche Erzählung von „Solidarität“ anknüpfen kann, herrscht eine Überfülle.

Die Erzählung ist in fünf Schritte gegliedert: Auf die „Arbeiterbewegung im ‚langen‘ 19. Jahrhundert und die Anfänge der Solidarität“ folgt eine Betrachtung des „Zeitalters der Extreme“, das freilich anders als bei Eric Hobsbawm nicht von 1914 bis 1991, sondern von 1918 bis 1945 angesetzt ist; sodann „neue und alte Formen solidarischer Praxis nach 1945“, die Problematik von „Wohlfahrtsstaat und Flucht-migration“ sowie endlich mit starkem Aktualitätsbezug „europäische und globale Solidaritäten“. Hier reichen die Beispiele von den Zapatisten bis zur Europäischen Union. Die Aufzählung kann deutlich machen, dass hier in der Tat sehr viel untergebracht wurde – so findet etwa auch die katholische Soziallehre ein Plätzchen. Zugleich zentriert die Erzählung über weite Strecken letztlich auf Deutschland und die sozialdemokratische Arbeiterbewegung. Deutlich wird dies, wenn Bertolt Brechts Solidaritätslied „Vorwärts und nicht vergessen“ eine Referenz an das sozialdemokratische Zentralorgan zugesprochen wird (62), wo doch dieser Titel seinerseits eher eine internationale Parole im ausgehenden 19. Jahrhundert zitierte – „Avanti“ in Italien, „Vpered“ in Russland. Eine ähnliche Engführung wird deutlich, wenn das Godesberger Programm der SPD (1959) als wesentlicher Fortschritt für eine Hinwendung zu einer internationalen Solidarität dargestellt wird, die „auf die Gemeinsamkeit der Völker und Nationen (zielte)“ (80). Innerhalb der Arbeiterbewegung war eine Hinwendung zu antikolonialen Kämpfen, die Süß und Torp hier herauslesen, 30 Jahre zuvor auf dem Zweiten Kongress der Kommunistischen Internationale erklärt und – bei aller berechtigten Kritik – mit konsequenteren Taten verfolgt worden, als dies von der SPD gesagt werden kann. Zwar traten in der SPD einige Gruppierungen gegen das französische Vorgehen im Algerienkrieg oder wenig später gegen jenes der USA im Vietnam auf, die Partei selbst aber unternahm, ab 1966 an die Regierung gekommen, wenig gegen die Komplizenschaft mit dem NATO-Mitglied Portugal bei seinen Kolonialkriegen in Afrika; zugleich betrieb und verschleierte sie aktiv die nukleare Zusammenarbeit mit dem südafrikanischen Apartheidregime. Solchen Blindstellen entspricht es, wenn gleich darauf von „Akzeptanz“ die Rede ist, auf die

„Unabhängigkeitsbewegungen“ eventuell hätten „hoffen können“. Dass auf derselben Seite auch noch die „Augenhöhe“ bemüht wird, ist verräterisch (81).

Kurz: In diesem Buch kommt eine Menge zur Sprache, was irgendwie auf Solidarität, gemeinsames Handeln, Hilfeleistung oder auch Mitleid und Barmherzigkeit bezogen werden kann. Und: „Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen“ – einschließlich aufschlussreicher Literaturhinweise und Querbezüge. Das geht aber auf Kosten eines zweifellos auch ohne solche Ausweitungen schwer stringent zu fassenden Begriffs der Solidarität – deren inhärenter Zwangscharakter übrigens wenig thematisiert wird – und vor allem auf Kosten einer klar nachvollziehbaren Argumentation, die in der Flut oft anekdotisch aneinandergereihter Details und situativ gestalteter Übergänge untergeht.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v43i1.22>

Emanuel Kapfinger: *Die Faschisierung des Subjekts. Über die Theorie des autoritären Charakters und Heideggers Philosophie des Todes*. Wien & Berlin 2021: Mandelbaum, 232 Seiten

Eine ausgearbeitete Theorie der Faschisierung des Subjekts gibt es in der Sicht von Emanuel Kapfinger bis heute nicht. Dem sucht er durch intensive Auseinandersetzung mit den in seiner Sicht wichtigsten Ansätzen zu einer solchen, dem Konzept der „autoritären Persönlichkeit“ von Theodor W. Adorno u.a. (*The Authoritarian Personality*, New York, US-NY, 1950) und dem des „Seins zum Tode“ von Martin Heidegger (*Sein und Zeit*, Tübingen 1927) Abhilfe zu schaffen.

Die autoritäre Persönlichkeit ist eine, die durch ein extrem rigides Über-Ich gekennzeichnet ist und dessentwegen unter ständigem moralischem Druck steht, den sie nach außen als Aggression weitergibt. Gegen die – im Über-Ich ja gerade idealisierten – äußeren Autoritäten kann das Individuum diese Aggression nicht wenden, wohl aber gegen beliebige Fremdgruppen, denen all die schlechten, von seinem strengen Gewissen verbotenen Neigungen und Handlungen zugeschrieben werden können. Sie zu bestrafen, ist die Bahn, „in die es seine aggressiven Triebe leiten kann“ (86).

Zu kritisieren ist an diesem Konzept nach Kapfingers Auffassung zum ersten, dass es je länger desto mehr zu einem rein individualpsychologischen verkommt. Die objektiven gesellschaftlichen Faktoren in Politik und Ökonomie, die mit zur Bildung und Verstärkung von Vorurteilen führen, standen anfangs noch durchaus im Fokus der Studien zur autoritären Persönlichkeit, wurden in der Rezeptionsgeschichte aber in immer stärkerem Maß durch rein charakterologische Erklärungen verdrängt. Dem ist kaum zu widersprechen. Adorno selbst ist dies allerdings am wenigsten anzulasten. Er beharrte stets auf dem Vorrang sozialstruktureller Gegebenheiten – ohne diese freilich in einer überzeugenden Analyse in die Studien einzubringen.

Einen groben Fehler will Kapfinger aber auch bei Adorno entdeckt haben: Er stelle den autonomen Charakter „dichotom dem autoritären ... als das positive Gegenstück gegenüber. ... Mit diesem Trick der Abgrenzung des Liberalen von dem Bösen wird ... der ganze Alltagsrassismus, Alltagssexismus, Alltagsantisemitismus nur als